



direct

Zeitschrift der Katholischen
Studierenden Jugend
Ausgabe Eins/2011



Vor dem Sturm

Vor dem Sturm

EINE REISE IN ZEITEN DES AUFBRUCHS

TEXT & BILDER VON ANDREAS SPINRATH

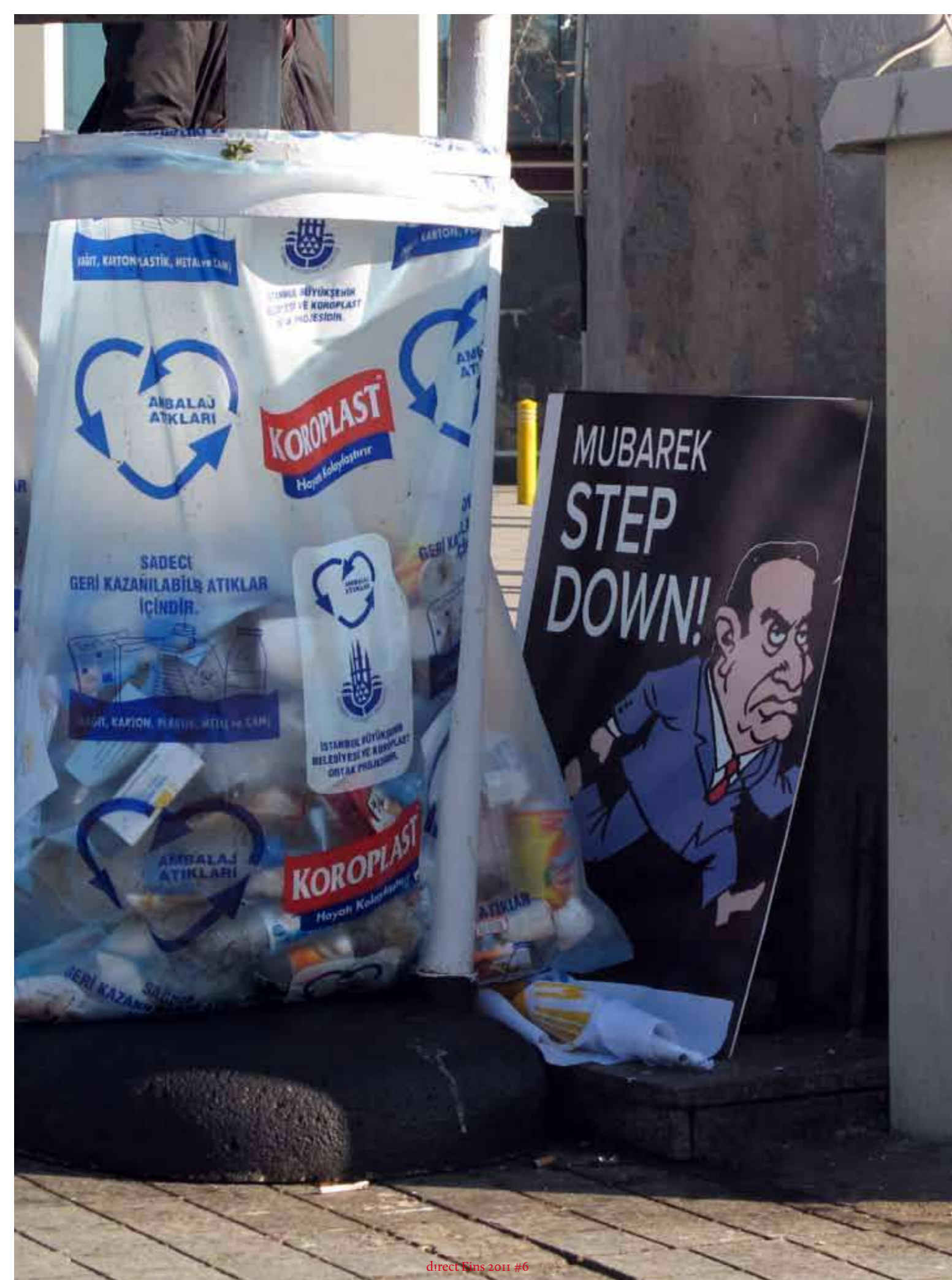
Es ist ein schwüler Mittwoch in Kairo. Vor dem Ägyptischen Nationalmuseum herrscht kurz vor Weihnachten wie immer hektisches Treiben. Ein 12-Jähriger verkauft den anstehenden Touristen grinsend überteuerte Getränke, ein anderer preist geschäftstüchtig seine angeblich hochwertigen Papyrusdrucke an. Ein leichter Wind macht die Hitze erträglich, endlos staut sich der Nachmittagsverkehr vor der Nilbrücke, die das Zentrum der Hauptstadt mit den Vierteln im Westen verbindet. Geschäftsmänner nehmen auf dem Heimweg noch eine Zeitung mit und verschwinden in der U-Bahn-Station „Sadat“, einem der wichtigsten Knotenpunkte Kairos. Im Schatten der Zentrale von Präsident Mubaraks Nationaldemokratischer Partei verkauft eine ältere Dame Tee. Im Grunde ist dieser 22. Dezember 2010 ein Tag wie jeder andere auf dem Tahrir-Platz, dem Herzen der Stadt.

Nur einen Monat später werden sich hier zum ersten Mal tausende Demonstranten zum „Tag des Zorns“ versammeln, am 11. Februar wird Mubarak zurücktreten und die Ägypter den Beginn einer neuen Zeitrechnung feiern. Der Tahrir-Platz wird seinem Namen als „Platz der Befreiung“ gerecht werden, der deutsche Außenminister wird sich hier fotografieren lassen. Aber am 22. Dezember ist Ägypten ein Land vor dem Sturm. Nicht nur im Nil-delta sind es die letzten Wochen einer alten Zeit. In Tunesien regiert

Ben Ali, im Jemen sitzt Präsident Salih fest im Sattel, in Syrien, Bahrain oder Jordanien gibt es keine Proteste, in Libyen keine Bomben der NATO.

Meine Reise durch die arabische Welt beginnt Anfang Dezember in Gallabat, einer kleinen Stadt im Osten des Sudans. Am frühen Morgen breche ich im äthiopischen Gonder auf und erreiche nach mehreren Stunden die schwer bewachte Grenze. Es bedarf einiger nervenaufreibender Passkontrollen, Stempel und Formulare, um in den Sudan einzureisen, dem größten Flächenstaat Afrikas. Nach einer langen Fahrt durch die Mittags-hitze, eingeklemmt zwischen großen Kartoffelsäcken und freundlichen Einheimischen, finde ich in Gedaref mit etwas Glück ein günstiges Zimmer. Als Ausländer muss ich im Hotel Amari zwar gleich für vier Betten bezahlen, habe aber dafür den gesamten Raum nebst Dusche mit erfrischend kaltem Wasser für mich. Meine erste Nacht endet noch vor Sonnenaufgang, denn der Bus in die Hauptstadt Khartum wartet nicht.

Auch im Sudan hat es in diesem Jahr gewaltige politische Veränderungen gegeben. Wie in den Nachbarländern kommt es auch hier zur Protesten, der Effekt ist allerdings gering. Ungleich bemerkenswerter war das

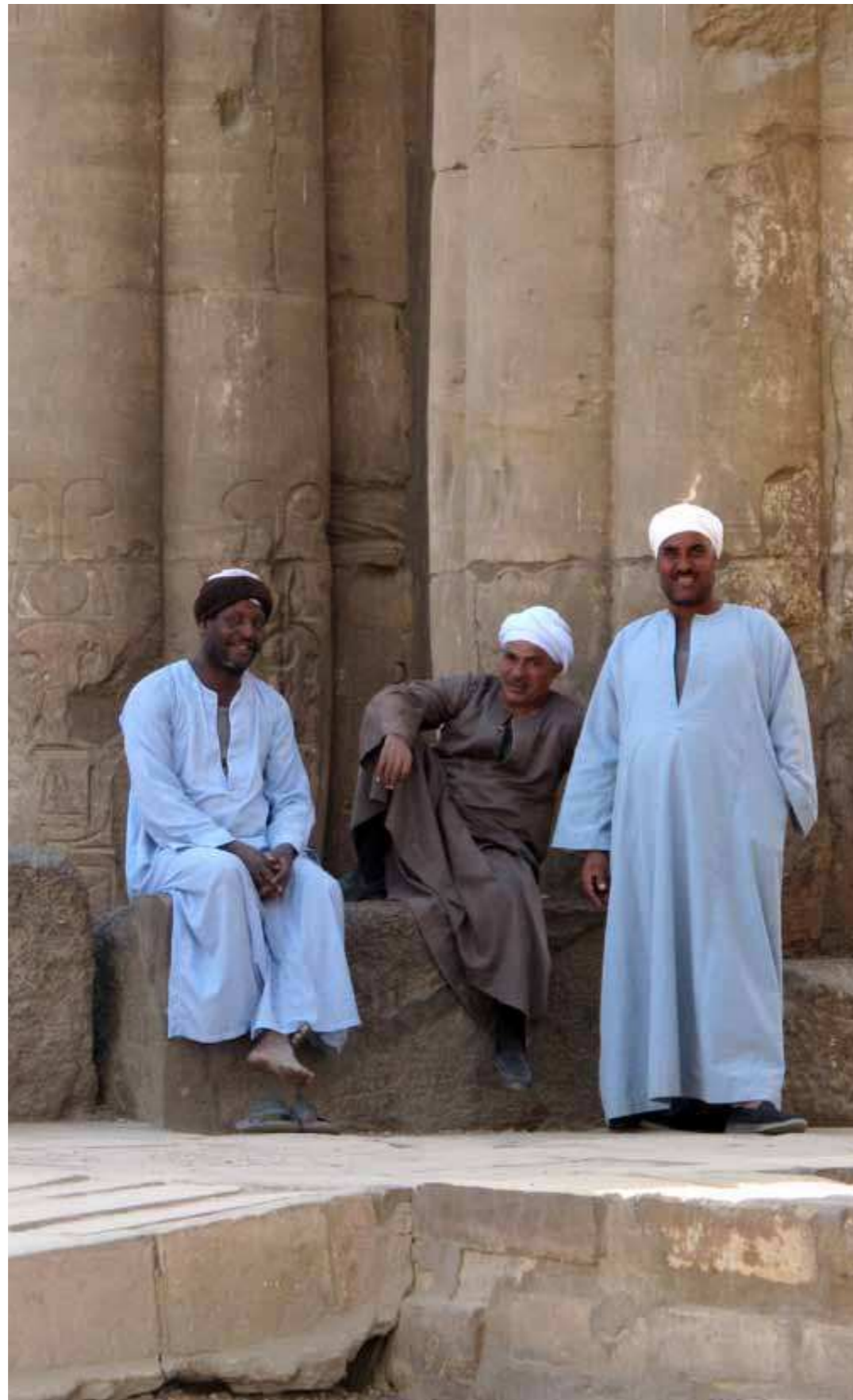


Oben: Blick auf eine Moschee im ägyptischen Assuan.

Links: „Mubarek Step Down“ - der Taksim-Platz in Istanbul.

Referendum im Südsudan Anfang Januar, in dem die Bevölkerung fast einstimmig für die Unabhängigkeit vom Norden votierten. Rund einen Monat zuvor fahre ich über die beeindruckenden neuen Straßen Khartums und staune über den Reichtum, der mir allerorten begegnet. Der Sudan zeigt sich im Norden und Osten, dem von der Regierung des Landes kontrollierten und vom Erdöl profitierenden Teil, nicht von der verstörenden Seite, die in den ausländischen Medien fast ausschließlich thematisiert wird. Hier gibt es keine Unterdrückung des Südens, keine in den Wäldern der Grenzregion zu Uganda marodierende „Lord's Resistance Army“, keinen Genozid in Darfur; hier gibt es Kolonnen brandneuer Nobelkarossen, in den Himmel wachsende Luxushotels und eine in den letzten Jahren aus dem Boden gestampfte Netz von perfekt asphaltierten Landstraßen ohne Schlaglöcher. In Gesprächen mit Sudanesen erkenne ich aber auch immer wieder die Angespanntheit, die das nahende Referendum in den Menschen auslöst. Man ist sich nicht sicher, wie die Zukunft des Landes aussehen wird, man will nicht zurück in den Sudan, der erst vor wenigen Jahren den längsten Bürgerkrieg des afrikanischen Kontinents beendete.

Der Sudan ist ein Land, das auf Blutgeld und Elend gebaut ist. Die Regierung von Präsident Omar al-Bashir, der vom Internationalen Strafgerichtshof per Haftbefehl gesucht wird, unterdrückt gewaltsam große Teile der Bevölkerung. Deutlich wird dies im Hafen von Wadi Halfa, einer Ansammlung von einstöckigen Gebäuden im Wüstensand ganz im Norden des Landes. Von hier aus verkehrt eine Fähre in Richtung des ägyptischen Assuans. Weil die Landgrenzen nur für den Güterverkehr geöffnet sind, versammelt sich hier einmal in der Woche eine bizarre Mischung aus wohlhabenden Touristen auf großer Afrika-Tour und Binnenflüchtlingen, die im Nachbarland ihr Glück suchen. Völlig überladen legt das in Hamburg-Pinneberg konstruierte Schiff an jedem Mittwoch ab, wer es sich leisten kann, schläft in einer der Doppelkabinen, die an-



deren Passagiere zwingen sich auf Sitzbänke im verrauchten Innenraum oder suchen einen freien Platz auf dem Oberdeck. Der Weg nach Ägypten führt stundenlang durch die gewaltigen Fluten des Nils; der Fluss wird für viele Passagiere auf eine ganz besondere Weise zur Lebensader. Wer es durch die strengen Passkontrollen der ägyptischen Beamten schafft, die in den Abendstunden mit einem kleinen Schnellboot zu der Fähre übersetzen, hat die Hoffnung auf einen Neuanfang.

Gegen Mittag erreichen wir den imposanten Damm von Assuan, der den Nil auf einer immensen Fläche zum Nassersee aufgestaut hat. Nach den Tagen im Sudan ist die Ankunft in Ägypten ein echter Kulturschock. Die Sehenswürdigkeiten und das gute Klima ziehen jedes Jahr Millionen von Touristen an, während sich in Khartum, Dongola oder Juba nur vereinzelt Besucher verlieren. So ist nach der Ruhe der letzten Wochen auf einmal das für Touristenregionen typische Treiben angesagt. Vor den Tempeln von Luxor oder um die Pyramiden von Gizeh stauen sich die Reisebusse, sie setzen schwitzende Deutsche und Japaner mit beeindruckenden Fotoausrüstungen ab. Im direkten Umfeld der Attraktionen hat man sich auf den Ansturm der ausländischen Reisenden eingestellt, aber abseits der großen Zentren ist weiterhin die muslimische geprägte, traditionelle Kultur offensichtlich. Zwar gibt es kein Alkoholverbot und in Kairo oder Alexandria wird man mitunter an westliche Großstädte erinnert; die Lebenswirklichkeit der meisten Ägypten sieht aber anders aus.

Von dem revolutionären Sturm, der das Land nur wenige Wochen später erfassen wird, ist wenig zu spüren. Wenn ich mich mit Studenten, Ladenbesitzern oder Menschen auf der Straße unterhalte, bemerke ich eine große Unzufriedenheit, die Wut auf die prügeln und Mubarak streng ergebene Polizei ist kaum in Worte zu fassen. Viele Ägypter kämpfen um ihre Existenz, die schlechte wirtschaftliche Situation einer Mehrheit der jungen Leute führt zu immer späteren Hochzeiten, weil die finan-

zielle Grundlage für Ehe und Familienplanung fehlt. In einer Gesellschaft, die von Männern erwartet, dass sie für Frau und Kind sorgen können, können fehlende Zukunftsperspektiven zu schweren Depressionen führen. Ein junger Bewohner Kairos prophezeit mir den Zorn, der sich später tatsächlich entladen wird: „Die besonders in sexuellen Fragen strenge Gesellschaft führt dazu, dass Männer ihre Triebe immer länger unterdrücken müssen. Wer nichts hat, kann nicht heiraten. Die ganze Region hat Samenstau.“ Sicher, es ist eine provokante These, aber es steckt auch viel Wahrheit in der vielleicht etwas platt wirkenden Zuspitzung. Es ist immer eine Art von historischer Verklärung am Werk, wenn Revolutionen und Aufstände im Nachhinein verherrlicht und begründet werden. Man muss sich vor Augen führen, dass es auch in Tunesien anfangs nicht um das große politische Ganze oder die Sehnsucht nach der Demokratie ging, sondern um den gestiegenen Brotpreis.

Die Reise durch Ägypten führt mich entlang des Nils bis in das für seine Bibliothek weltberühmte Alexandria am Mittelmeer. Hier, genau wie im hektischen Großstadtrubel von Kairo, fühle ich mich mit einem Schlag freier. Ich werde nicht auf mein Ausländersein beschränkt und kann abends Leute treffen, die – wenn sie auch in einer anderen Kultur aufgewachsen sind – ähnlich denken und fühlen wie ich. Das Weihnachtsfest verbringen wir in der ägyptischen Hauptstadt, bevor mich mein Weg weiter in Richtung Jordanien führt, vorbei an den Bettenburgen des Roten Meeres und über die engen Straßen der Sinai-Halbinsel.

In den Hügeln rund um die gewaltige Felsenstadt Petra, vor Tausenden von Jahren vom Volk der Nabatäer in die Felsen des jordanischen Hochlandes getrieben, bekommt man eine Ahnung von der ursprünglichen Kultur des Landes. Über Jahrhunderte lebten Hirten in den Höhlen des verlassenen Weltkulturerbes. Als ich mit einem englischen Bekannten ein hohes Plateau erklimme, treffe ich dort drei Jungen, die noch nie in ihrem Leben fotografiert wurden. Mit ihren Eltern, ihren Geschwistern, ein paar Ziegen und zwei Dutzend Hühnern leben sie ein Leben ohne großen Kontakt zur Außenwelt. Im Gegensatz dazu ist der Rest des Landes stark nach Westen gewandt: Jordaniens Wüste wurde seit den Tagen



Oben: In der sudanesischen Hauptstadt Khartum überquert ein älterer Mann in landestypischem Gewand eine Straße.

Links: Drei Ägypter unterhalten sich sichtlich gut gelaunt in den gewaltigen Tempeln von Luxor.

von Lawrence von Arabien zu einer echten Touristenattraktion, die täglich von zahlreichen allradangetriebenen Jeeps durchquert wird. Der endlose Sand verläuft sich irgendwann in der Grenze zu Saudi-Arabien, doch viele Beduinen leben mittlerweile von den spendierfreudigen Besuchern aus dem Ausland. Besonders kraftvoll zeigt sich der Wandel in Jordaniens Hauptstadt Amman. Ein 126 Meter hoher Fahnenmast lässt die Staatsflagge im Wind wehen, in den Vorstädten wachsen moderne Mehrfamilienhäuser in die Höhe. Doch während die jordanische Königin Rania als Schirmherrin der Weltreiterspiele in Aachen auftrat und ihr Mann einen dem Fortschritt zugewandte Monarchie proklamiert, bleiben viele Jordanier arm. Auch diese Wut entlud sich spä-

Königsfamilie mit einem schwer zu übertreffenden Personenkult. Fast überall findet man Porträts des stets strahlenden Herrschers – nur seine Kleidung ist variabel: mal ist es die typische Tracht der Beduinen, mal ein schwarzer Anzug, mal eine ordendekorierte Militäruniform.

Von Amman ist es nur ein kurzer Weg bis zur Grenze jenes Landes, dessen Existenz die Politik des Nahen Ostens dominiert: Israel. Unweit des Toten Meeres überquere ich die Grenze und steige in ein Sherut, ein Sammeltaxi, mit Ziel Jerusalem. Es ist dunkel bei der einstündigen Fahrt durch das Westjordanland, ich zähle die Lichtpunkte, die ich als Siedlungen ausmachen kann. Es sind viele – vielleicht zu viele, wie ich in den folgenden Tagen feststellen werde. Das Thema „Israel“ ist in den Nachbarländern brisant. Es vergeht kein Tag an dem man als Europäer und leider besonders als Deutscher nicht auf seine Meinung dazu angesprochen wird, manchmal klopfen mir fremde Menschen für „das, was ihr mit den Juden gemacht“ aufmunternd auf die Schulter. Dies sind die Momente in denen ich mich einfach nur angewidert abwenden will. Wieso sitzt der Hass so tief? Und wo kommt er her?

Über den Nahostkonflikt ist viel geschrieben und noch viel mehr gesprochen worden. Ein Thema, das so komplex und vielschichtig ist, kann aber nicht in einer Meinung zusammengefasst werden; so denke ich jetzt. Ich war mir sicher,

wie ich über das Verhältnis zwischen Palästinensern und Israelis denke, vielleicht sogar wie ich darüber zu denken habe. Ich war mir sicher.

Der Bus hält an der Endstation Bethlehem. Acht Meter hoch und immer wieder von Wachtürmen unterbrochen schlängelt sich eine riesige

Mauer um die Stadt und andere Teile des Westjordanlandes. Die israelische Regierung hat sie als Schutzwall vor Terroristen erbauen lassen, sie ist auch noch längst nicht fertig, denn überall im Westjordanland sieht man Bauarbeiten an dem kompromisslos das Land zerteilenden Beton. Auf der palästinensischen Seite haben sich Jugendliche, Künstler und ausländische Prominente wie „Pink Floyd“-Frontmann Roger Waters und Street-Art-Legende Banksy verewigt – ein trauriges Freilichtmuseum. Man fühlt sich an die bunten Graffiti an der Berliner Mauer erinnert; allerdings ist die israelische Version doppelt so hoch wie das Symbol der deutschen Teilung.

Immer wieder deutet der Taxifahrer Malik auf neue Siedlungsprojekte der Israelis. „Das ist wie ein Krebsstumor. Man wacht morgens auf und die Siedlung ist schon wieder etwas größer geworden.“ Resignation. Überall sind Straßensperren, überall ist Militär, überall erzählen Palästinenser die gleichen Geschichten von Häusern, die ihnen genommen und Land, von dem sie vertrieben wurden. Man kann sich wahrlich schwer vorstellen wie das Leben in einer Stadt aussieht, die von Soldaten jederzeit abgeriegelt werden kann. Hohe Stacheldrahtzäune und eiserne Schlagbäume bestimmen das Bild jedes Ortseingangs. Malik parkt das Taxi vor einem Haus in der Altstadt von Hebron. Kleine Leitern stehen vor den Fenstern der Häuser, weil die Palästinenser keinen Zutritt mehr zu der Straße haben, wo die Eingänge sind. Im Zentrum der größten Stadt des Westjordanlandes sind fast alle Geschäfte geschlossen, die wenigen, die noch geöffnet haben, haben kaum Kunden. Die Innenstadt ist tot. Aus Angst vor radikalen Israelis, die sich hier angesiedelt haben, sind viele Menschen weggezogen und mit ihnen das Leben in den Gassen und Straßen. In einem anderen Land oder einer anderen Zeit wäre hier wohl ein belebter Basar zu entdecken, jetzt nur ein paar alte Teeverkäufer, die trotzig ihre Arafat-Porträts im Goldrahmen neben den Cola-Kühlschrank hängen.



Oben: Straßenszene im verschnittenen Ankara.

Rechts: Die unmissverständliche Meinung des Street-Art-Künstlers Banksy an einer Hauswand in Bethlehem.

ter in Demonstrationen, was König Abdullah II. dazu nötigte, seine Regierung zu entlassen. Zum Rücktritt aufgefordert wird der König von der Mehrheit allerdings nicht; die angeblich auf den Propheten Mohammed zurückgehende Herrscherfamilie ist für die meisten nicht in Frage zu stellen, das Land feiert die schöne

Es geht in Hebron um viel mehr als Wohnraum. Über den engen Gassen der Stadt haben die Palästinenser Planen und Draht gespannt, weil die Siedler Steine, Unrat und Müll aus ihren Fenstern werfen. Die Stadt ist zweigeteilt und viele Straßen für die jeweils andere Bevölkerungsgruppe gesperrt, um Zusammenstöße zu verhindern. Bewacht von 2000 Soldaten leben nur wenige hundert Israelis in Hebron, meist in den oberen Stockwerken. Die Palästinenser gehen währenddessen wenige Meter tiefer über die Straße und haben ihre kleinen Läden im Erdgeschoss. Dieser Zustand spricht Bände: Wir oben, ihr unten – es ist eine erniedrigende Provokation. Wenn man wissen will, wie Hass erzeugt wird, muss man Hebron besuchen.

Radikale Siedler, vor allem in Hebron, werden von vielen Israelis scharf kritisiert, teilweise spricht die Presse von Pogromen. Ehemalige Soldaten führen Besucher durch die Stadt und wollen so über die Zustände aufklären, der Großteil der jungen Menschen, die ich in Tel Aviv und Jerusalem treffe, wollen den Frieden und sind bereit, dafür auch Zugeständnisse zu machen. Doch der Frieden ist noch weit entfernt; Zeitungs-Schlagzeilen während meines Besuchs lauteten unter anderem: „Fehlgeleitetes israelisches Geschoss tötet jungen Soldaten.“, „Mit seinem Sohn verwechselter 67-jähriger Palästinenser in Hebron durch 14 Schüsse getötet.“, „Aus Gaza abgefeuerte Raketen verletzen Arbeiter schwer.“ Eine traurige Realität.

Mitte Januar bin ich zurück in Jordanien und versuche die Grenze nach Syrien zu überqueren. Es bleibt beim Versuch, denn ohne die Angabe von Gründen lassen mich die uniformierten Beamten nicht einreisen, auch die Nachfrage bei der syrischen Botschaft am nächsten Morgen wird mit einem mitleidigen Schulterzucken beantwortet. Obwohl mein Pass keinerlei Beweisstempel für den Aufenthalt in Israel enthält – eine Einreise ist dann nämlich in viele Ländern, zum Beispiel dem Iran, dem Libanon oder eben Syrien, nicht möglich – bleibt die Grenze zwischen Jordanien und Syrien für mich ein unüberwindbares Hindernis; aus welchem Grund auch immer. So verfolge ich in den nächsten Monaten die schweren Unruhen in dem Staat, der von einer mächtigen Clique um Präsident Assad wie ein Familienunternehmen geführt wird, aus einer anderen Perspektive als die Revolution in Ägypten oder die Demonstrationen in Jordanien. Über Freunde und Bekannte, die in Latakia und der Hauptstadt Damaskus leben, bekomme ich zwar einen Einblick in die blutigen Tage, die ihren vorläufigen Höhepunkt am Karfreitag finden, an dem mutmaßlich 80 Syrer sterben, aber ich habe das Land nicht mit eigenen Augen gesehen und erkundet.

Mein Plan B führt mich dann mit einer baltischen Fluglinie über Lettland und Georgien bis in die Türkei. In Istanbul treffe ich auf eine große Gruppe von Demonstranten auf dem zentralen Taksim-Platz. Sie zeigen ihre Solidarität mit den Tausenden von Menschen auf dem Tahrir-Platz in Kairo und halten Plakate mit „Mubarek Step Down“ in die Höhe. Es ist Sturm.



Halbtagsdemonstrationen

EIN BERICHT AUS DEM JEMEN



Noch bevor ich im Oktober 2009 meine Arbeit in Sana'a aufnahm, wurde ich von Freunden meiner Familie, die selbst im Jemen gelebt hatten, auf meine beste Chance auf Akzeptanz in dieser islamisch-konservativen Gesellschaft hingewiesen – Integration. Ich hatte mich gut vorbereitet und traf mit bereits stattlich gewachsenem Bart in meiner neuen Heimat ein. Der Rat der Freunde sollte sich als richtig und vor allem hilfreich – auch meine Arbeit betreffend, herausstellen.

Eine, für mich nahezu unvorstellbare, Gastfreundschaft wartete auf mich und bot mir gleichzeitig die Gelegenheit mich zu integrieren. Diese Form der Integration sollte sich aber gleichsam als gesellschaftliche Verantwortung und Fundament meines beruflichen Vorkommens herausstellen – die Einladung eines Jemeniten lehnt man nicht so einfach ab. Es folgten viele dieser Einladungen. Hochzeiten und private Abendessen im Haus eines „Freundes“ – ein Freund war es immer – machten den Großteil dieser Einladungen aus und ehe ich mich versah waren drei Monate verstrichen und ich Teil einer jemenitischen Familie.

Auch wenn es mir half integriert zu sein, konnte ich mich einfach nicht mit der fehlenden Toleranz „fremden“ Kulturen gegenüber arrangieren. Egal wie gut das Verhältnis zu meinen jemenitischen Freunden war, sollte ich als Nicht-Moslem die Stufe des Sadik (Freund) zum Achi (Bruder) nicht überwinden.

Trotz zweier Anschläge auf den britischen Botschafter, Al-Kaida zugeordneten Attacken auf Regierungsangehörige und der Panikmache der westlichen Presse (in Deutschland gerade während des Sommerlochs), kann ich nicht behaupten mich im Land bzw. in der Hauptstadt unsicher gefühlt zu haben. Dies sollte sich im Januar 2011 schlagartig ändern.

Motiviert durch die Ereignisse in Tunesien und Ägypten schien es nicht nur bei den Studenten der Universität Sana'a den Wunsch zu geben es Ihren Brüdern und Schwestern gleichzutun und sich von ihrem Präsidenten und der herrschenden Familie zu befreien. Zunächst hat man die Aufständischen nicht recht ernst nehmen wollen und ich muss gestehen auch mir ging es so, gibt es im Jemen schlussendlich doch nur eines das die Bevölkerung interessiert – Qat (Volksdroge die täglich ab dem Mittag konsumiert wird und das gesamte öffentliche Leben lahmlegt). Man kann also durchaus von Halbtagsdemonstrationen sprechen. Demonstrieren, Mittagessen und dann Qat!

Erst als die Regierung begann die immer größer werdende Menge der Demonstranten durch bezahlte Gegendemonstrationen und Straßensperren aus dem Stadtzentrum fernzuhalten, verflüchtigte sich die zuvor gefühlte Sicherheit darüber, dass es im Jemen nicht zu einem Umsturz kommen würde.

Über die Motivation darf aus meiner Sicht weiterhin diskutiert werden. Da die politische Alternative im Land fehlt bzw. eine ist, die das Land unter die strenge Herrschaft eines fundamentalistischen Islam stellen würde (was von den meisten Jemeniten abgelehnt wird), ist es nicht unrealistisch, dass es andere Beweggründe

gibt. Auf die systematische Ausbeutung der Bevölkerung zur Bereicherung weniger einzugehen würde jedoch den vorgesehenen Umfang dieses Artikels übersteigen.

Über eine gewisse Zeit wechselten die Meldungen und Meinungen wie das sprichwörtliche Fähnchen die Richtung im Wind. An einem Tag war der Präsident ein Held, am nächsten sollte er verschwinden. Abhängig machte man dies wohl vom persönlich empfundenen Kräfteverhältnis, dem man sich zukünftig unterworfen sah und als dessen Gegner man nicht dastehen wollte. Diese Tatsache ist traurig aber gewissermaßen nachvollziehbar wenn die eigene Existenz davon abhängt.

Dann passierte es und der Sohn einer unserer Angestellten wurde, demonstrierend, vor der Universität von Polizisten niedergeschossen und musste in einem Keller notoperiert werden da ein Transport durch die Menschenmengen in unser Krankenhaus zu lange gedauert hätte. Für mich persönlich veränderte sich die Einschätzung der Lage mit diesem Vorfall.

Auch wenn es kontinuierlich Meldungen gibt, dass der Präsident Ali Abdullah Saleh abdanken will und eine neue Regierung gebildet werden soll ist die Zukunft des Jemen ungewiss. Am wiederholten Scheitern der Vermittlungsversuche der GCC sieht man wie sehr der milliardenschwere und mutmaßliche Analphabet Saleh, an seiner seit 32-Jahren andauernden Macht klebt und wie sehr er sich davor fürchtet zur Rechenschaft gezogen zu werden.

FLORIAN FRIEDERSDORF



Florian Friedersdorf, 30 Jahre, ist Diplom-Gesundheitsökonom und ehemaliger KSJ-Stadtgruppenleiter aus Rheindahlen. Als Berater war er in den vergangenen zwei Jahren in der jemenitischen Hauptstadt eingesetzt. Tätig ist er für eine Beraterfirma des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf (UKE) und Hellmann Worldwide Logistics. Sowohl medizinisches Know-how als auch Expertise in Planung und Betrieb von Krankenhäusern und anderen Gesundheitseinrichtungen zeichnet die Tätigkeitsfelder der Gesellschaft aus.